



**ERINNERN**, nicht vergessen ... Roman Vishniac, 1897 in Pavlovsk bei St. Petersburg geboren, ist ein Zeuge der Erinnerung. Er hat dieses Jahrhundert «denkend» (wie er sagt) miterlebt; er hat vor allem das Schicksal seines jüdischen Volkes in einmaliger Art der Nachwelt überliefert. Er, zu dessen frühesten Erinnerungen ein Pogrom im zaristischen Rußland gehört, war zwischen 1935 und 1939 in Osteuropa unterwegs, um das Leben der Juden dort mit der Kamera festzuhalten, bevor dieses Leben ausgelöscht wurde. Von 16000 Negativen blieben 2000 erhalten; 80 Bilder davon zeigt eine Ausstellung, die – in Anwesenheit von R. Vishniac – im Zürcher Kunsthaus am 3. September eröffnet wurde und noch bis zum 17. Oktober dauert.

## Roman Vishniacs Bilder

Den Auftrag, den er sich selbst gegeben hatte («Ich konnte diese Menschen nicht retten, aber es war wichtig, die Erinnerung an sie festzuhalten»), hat Vishniac mit der Hingabe erfüllt, mit der er dem Leben in allen seinen Formen nachspürt: weltberühmt ist er durch seine Mikroskop- und Unterwasseraufnahmen, für die er neue Techniken eigenständig entwickelt hat. Dieser «Leonardo der Fotografie» (Erwin Leiser) hat eine umfassende naturwissenschaftliche Ausbildung: in der Zeit des 1. Weltkriegs studierte er in Moskau u.a. Biologie und Medizin, und bis vor kurzem noch dozierte er Biologie in New York, wo er seit 1940 lebt. Die Akribie des Wissenschaftlers äußert sich im Detail: da erkennt man das Schild «Isaakstraße» im Krakauer Ghetto Kazimierz; man liest die Geschäftsreklamen in einem der typischen Innenhöfe des Warschauer Judenviertels oder die Namen der jiddischen Tageszeitungen an einem Kiosk, wo die Leser sie wenigstens noch anschauen, wenn schon nicht bezahlen konnten.

Der Chronist dieser untergegangenen Welt (ihr nahendes Ende sah er voraus, als viele seiner Glaubensgenossen es noch nicht wahrhaben wollten) hat seinen Plan nur unter größtem persönlichem Risiko verwirklichen können. Daß da einer das Elend der jüdischen Minderheit auf den Film bannen wollte, galt bei den Behörden Polens z.B. ohne weiteres als «Spionage». Roman Vishniac mußte also immer mit versteckter Kamera arbeiten – daher aber auch die erschütternde Direktheit und Lebendigkeit

dieser Bilder! Seine Filme (soweit nicht konfisziert) entwickelte er nachts im Wasser eines Flusses. In diesen Jahren steckte er elfmal hinter Gittern – ohne Verurteilung, versteht sich.

Wer diese Schwarz-Weiß-Aufnahmen wieder und wieder gesehen hat, kann sie nicht vergessen. In ihrer lapidaren Strenge prägen sie sich dem Gedächtnis ein: der Junge, der seinen Vater bei einem Pogrom mit dem Zeigefinger vor dem herannahenden Pöbel warnt; die kleine Sara, die die sieben Monate der kalten Jahreszeit im Bett fristen muß (das Geld fehlt, um ihr Schuhe zu kaufen) und der ihr Vater ein paar Blumen an die kahle Zimmerwand gemalt hat; die vielen Dokumente des Hungers, der allgegenwärtigen Angst, der harten, schlecht bezahlten Arbeit. Einem «objektiven» Berichtersteller wären diese Bilder nicht gelungen. «Der Fotograf muß dazu gehören, er darf nicht nur vorbeigehen», sagt R. Vishniac und zeigt auf das Bild eines 75jährigen Wasserträgers in Lublin: Vishniac hat ihn erst fotografiert, als er selber versucht hatte, das Joch mit den beiden Wassereimern zu tragen. Deshalb kann der Fotograf heute bekennen: «Diese Bilder wecken Traurigkeit in mir, weil ich diese Kinder geküßt habe und weil diese Menschen für mich noch immer lebendig sind.»

«Gott war nicht allmächtig genug, um diese Menschen zu retten»: Roman Vishniac sagt dies angesichts der Fotos von Menschen, die diesen Gott und seinen Willen suchten – von den kleinen Jungen im Cheder (der traditionellen hebräischen Elementarschule) bis zu den Talmudstudenten, die die Kamera beim «Lernen» beobachtet hat. Unvergeßlich bleibt mir das Bild eines alten Mannes mit Gebetsmantel und Gebetsriemen, der «mit einer Lobeshymne an Gott seiner Frau und seiner Kinder gedachte» (R. Vishniac). Die Aufnahme stammt aus der damaligen polnischen Grenzstadt Zbąszyń: Ende Oktober 1938 war sie das vorläufige Ziel der ersten jüdischen Massendeportation, und zwar in seltsamer Komplizenschaft von deutschen und polnischen Behörden ... Nur unter Lebensgefahr konnte Vishniac diese und weitere Aufnahmen an die Außenwelt schaffen: er sprang aus dem 3. Stock eines Gebäudes und blieb ein paar Stunden bewußtlos liegen, bevor er sich retten konnte. Seine einzige Sorge galt dabei der Kamera und den Fotos, die für den Völkerbund in Genf bestimmt waren.

*Clemens Locher*

## LITERATUR

**Autobiographisches von «Pfarrerskindern»:** Die geistige Kultur Deutschlands stark vom evangelischen Pfarrhaus geprägt – Es entwickelte hohe Wortkultur, aber wenig politische und gar keine erotische Kultur – Die vorgeschriebene Familienharmonie – Väterliche Autorität mit dem Wort Gottes verknüpft – Der Preis dieser «Heilen Welt»: Stau aus Depression, Zweifel und Kritik – Breites Spektrum autobiographischer Aussagen – Die Modelle von Autorität und konfliktfreiem Zusammenleben in katholischer Version.

*Paul Konrad Kurz, Gauting bei München*

## INTERVIEW

**Wie Heinrich Böll sich als Katholik versteht:** Janzenistisch gefärbte katholische Familientradition – Ende des Vorschriften-Katholizismus – Abschied von der organisierten deutschen Nachkriegskirche – Ihre Haltung zur Wiederaufrüstung und Weiterrüstung – Geld und Macht – Dogmen, ein «l'art pour l'art» – Der Papst: «eigentlich sympathisch» – Die Verpflichtung einer Existenz am «Rand» – Mit Polen und Iren lieber ein bißchen schmutzig katholisch als puritanisch «Christ» – Bleibende Hoffnung auf die mögliche Verwirklichung evangelischer Gedanken – Traum, ein «Reisender ohne Gepäck» zu sein (vgl. *Kasten*).

*Interview: Joseph Limagne, Paris*

## ASIEN

**Umschlagerelebnis eines Chinakenners in Indien:** Der indische Weg zur Entwicklung heißt Demokratie – Im «ärmsten Land der Welt» ist die Nahrungsbasis schneller gewachsen als die Bevölkerung – Pressefreiheit kostet weniger als Zwang und Kontrolle – Zusammenspiel verschiedener Wirtschaftsformen – Das Märchen vom größten Hungerproblem in China – Im Gegensatz zu dort ist in Indien Betteln erlaubt, dafür gibt es weniger Polizisten – Religiös-gesellschaftliche Vielfalt vereitelt Diktatur.

*Jean-Pierre Voiret, Thalwil*

## JUDEN/CHRISTEN

**Wiedersehen nach zweitausend Jahren:** Wird faktische Möglichkeit zum Gespräch auch schon richtig ausgenützt? – Lehre aus jüdischer Kontroverse vom Anfang des Jahrhunderts (Montefiore und Schoeps) – Ursprüngliche Dialektik von Paulinismus und Pharisäismus in heutiger innerjüdischer Sicht – Gängige christliche Mißverständnisse: z.B. die Frage nach dem «Welt-Oberrabbinat» – Über geschichtliche Entwicklungen beidseitig lernen und so sich allmählich wiedererkennen.

*Jakob J. Petuchowski, Cincinnati/USA*

# Von Vorbildlichkeit erdrückt

Aufzeichnungen von Pfarrerssöhnen und -töchtern

Was haben Friedrich Nietzsche, Gottfried Benn, Hermann Hesse, Carl Gustav Jung, Albert Schweitzer gemeinsam? – Das väterliche Pfarrhaus. Protestantisches Christentum als väterlicher Beruf. Eine Herausforderung in der Welt, die über die Welt hinausweist.

Unter jüngeren Theologen hat sich der Beruf des Pfarrers mehr und mehr zu einem modernen Dienstleistungsberuf verändert. Die Pfarrfrau will meist nicht mehr Pfarrfrau sein. Sie hat eine moderne Ausbildung durchlaufen. Das Pfarrhaus verliert seinen pfarrhäuslichen Charakter. Die besonderen Bedingungen für Ehe, Familie, Erziehung treten zurück. *Martin Greiffenhagen*, in Bremen aufgewachsener Pfarrerssohn, seit 1965 Direktor des Instituts für Politikwissenschaft an der Universität Stuttgart, versammelt, kurz bevor das deutsche Pfarrhaus seine Besonderheiten verliert, Berichte von Pfarrerskindern, die eine typische Pfarrhauserziehung erfahren haben.<sup>1</sup>

In seinem einführenden Beitrag beschreibt Greiffenhagen das *Problem der Sozialisation von Pfarrerskindern*. Es ist bekannt, daß die geistige Kultur Deutschlands stark vom evangelischen Pfarrhaus geprägt ist. Die «Allgemeine deutsche Biographie» weist seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die Hälfte der dort verzeichneten Männer als Pfarrerssöhne aus. Von Gryphius, Gottsched, Wieland, Lessing über die Gebrüder Schlegel, Jean Paul, die Philosophen Schelling, Schleiermacher, Nietzsche, Dilthey bis zu Hesse und Benn. Hölderlin, Mörike, Gustav Freytag sind Kinder von Pfarrerstöchtern. Groß war die Zahl der Offiziere, die Pfarrer zum Vater hatten; kleiner die Zahl der Naturwissenschaftler. Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts mieden sie in auffälliger Weise die Politik. Während das protestantische Pfarrhaus eine hohe *Wortkultur* entwickelte, bildete es keine *politische*, nämlich streitbare Kultur aus. Und eine *erotische* Kultur blieb gänzlich außerhalb seiner Möglichkeiten.

Die Sozialisation begann bereits beim Kleinkind. Die Kinder wurden zu hilfsbereiten Wesen erzogen. Es wurde ihnen eine vielseitig harmonische Ausbildung zuteil. Grundsätzlich war die gesamte Familie zu einem exemplarisch-christlichen Leben verpflichtet. Wenn das nicht gelang, litt die religiöse Existenz des Pfarrers im Blick auf ihre Glaubhaftigkeit. Die Folge war eine besonders strikte Einhaltung geltender Erziehungsnormen. Die Formen des Zusammenlebens drängten zur Ritualisierung. Die Familie als Bühne, die Gemeinde unten als Zuschauer, Gott oben; beide Richter. Das Pfarrhaus war kein normales Haus. Es hatte gläserne Wände. Es sollte für jedermann offen, helfend, erbaulich, beispielhaft, das hieß *konfliktfrei* sein. «Konflikte durfte es weder in der Ehe noch in der Familie des Pfarrers geben. Seine Frau stand ihm in einer Mischung aus Partnerschaft und vertrauensvoller Abhängigkeit zur Seite.» Sie hatte kein Eigenleben zu beanspruchen. Die Kinder sollten aufs Wort gehorchen, vor allem aber ihre Eltern lieben, wie es die Bibel vorschreibt. Die *Familienharmonie* drückte sich sinnfällig von der Hausmusik bis zum gepflegten Pfarrgarten aus: eine versöhnte Welt bis ins Studierzimmer des Pfarrervaters. Vom Gartentor bis ins Schlafzimmer sollte *Heile Welt* sein. Aus diesen Ansprüchen knäuelte sich für viele Pfarrerskinder massives Konfliktpotential. Es wurde gesteigert, weil die Autorität des Vaters unangefochten, nur transzendent zu erfassen war; nicht kritisierbar wie ein moderner Dienstleistungsberuf. Der Vater erschien untrennbar verbunden mit dem Wort Gottes. Transzendenz wurde täglich und stündlich erfahren.

<sup>1</sup> Pfarrerskinder. Autobiographisches zu einem protestantischen Thema. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 244 S. mit Abbildungen. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1982, DM 28.–

Die Wortnähe, die Suche nach Sinn und Wahrhaftigkeit prädestinierte Pfarrerskinder zu modernen *Intellektuellen* mit den dazu gehörigen Identitäts- und Identifikationskrisen. Ein Stau aus Depression, Zweifel, Kritik. Psychische Krankheiten und Selbstmorde von Pfarrerskindern liegen statistisch über dem Durchschnitt.

## Der hohe Preis einer Heilen Welt

Unter den von Greiffenhagen befragten Pfarrerskindern befinden sich so prominente Leute wie der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau, der ehemalige Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Hans Egon Holthusen, die Schriftstellerinnen Gabriele Wohmann und Ruth Rehmann. Die interessantesten Beiträge stammen aber von Männern und Frauen, die von Selbstzensur und Prestige weniger belastet sind und vor entblößender Selbstmitteilung nicht zurückschrecken. Ihnen fiel es schwer, über ihr Elternhaus zu schreiben, weil es schmerzliche Bewußtwerdung auslöste, die Durchbrechung der sozialen Rolle verlangte.

Die autobiographischen Aussagen liegen auf einem breiten Spektrum. Sie reichen von Dankbarkeit über das selbstverständlich gelebte christliche Leben bis zur Verfluchung der elterlichen Heuchelei. Zwei der 14 Beiträger trennten sich im Zug ihrer kritischen Bewußtwerdung von der Kirche, einer sogar vom Glauben. Am erregendsten liest sich der letzte Beitrag. Aus Gründen der Schonung der prominenten Familie mußte die Tochter anonym schreiben. Sie nennt unter ihrer Verwandten- und Ahnenschaft 2 Generäle Speidel, 1 Bildhauer Klimsch, den Schweizer Aristokratencancler von Albertini und von Planta. Die literarisch hoch sensible Frau titulierte ihren Beitrag ironisch «Sketches on Holy Experience-Fiction».

«Ihr Pfarrzuchthaus hatte sie nicht in Stammunheim verenden lassen – wie G(u)drun E(n)sslin, ihre pfarrhaussoziologische Schwester –; es, jenes frommundzüchtige Haus hatte sie eines Jahrzehnts in die Nervenunheilanstalt vertrieben ... düstere Gezeiten menschlicher Verelendung; der vorzeitigen Verendung hatte sie sich mit knapper Not entronnen, hatte eines Tages ihre stets griffbereiten Endlösungsgifte vernichtet ...»

Sie sagt den «normal gesunden Gottesgerechtigkeitspharisäern im Ungeist christlicher Nächstenliebe» Lebewohl.

Fazit? Den krisenverschonten Pfarrerskindern wurden ihre Lebens- und Bewußtwerdungskrisen nachgeliefert. Der Preis für den Aufenthalt im Glas- und Verantwortungshaus *Heile Welt* war für die meisten hoch. Jüngere Beiträger treten in eine aggressive Auseinandersetzung mit dem autoritären Vater. Der 1944 geborene Hans-Martin Lohmann, eine Zeitlang DKP-Mitglied, danach in einer sozialistischen Studentengruppe, später Suhrkampkolektor, seit 1979 Redaktor in Mitscherlichs Zeitschrift *Psyche*, resümiert: «Warst Du ein besonders strenger protestantischer Vater? War meine Kindheit in Deinem Haus besonders schlimm? ... Schön und unbeschwert ließ es sich unter Deinem Dach bestimmt nicht leben ... Vergiß nicht, welche Demütigung es bedeutete, wenn wir Kinder mit engenästem Bettuch überm Kopf am Gartentor stehen mußten, der Neugierde und dem schadenfrohen Spott der anderen Kinder ausgesetzt.» Aber, «ich lehne es ab, mich einfach als Dein Opfer zu sehen. Für meine Neurose fühle ich mich allein verantwortlich: Fröste der Freiheit.»

Wer lebt der von Arbeitszwängen und Konsum bedrängten Gemeinde Christlichkeit vor? Wer zeigt die Freiheit der Kinder Gottes? – Das alte protestantische Pfarrhaus, meint der Herausgeber, sei unwiederbringlich dahin. Ob man es begrüßen oder bedauern soll, werde bald nur noch von historischem Interesse sein. Wer – so möchte ich rückblickend fragen – hat denn gelernt, mit Konflikten zu leben? Wo im christlichen Raum wurde denn erlaubt, Konflikte in einer gewissen sozialen Öffentlichkeit zuzugeben oder gar auszutragen? Galten nicht Konflikte als böse? War nicht der soziale und religiöse An-

spruch, der auf dem pfarrlichen Elternhaus – von der Gemeinde, von der Kirchenbehörde und vom inneren Zensor her – lastete, zu groß? Nicht nur die Kinder, auch die Väter waren in Nöten. Der wichtige Band zu einem protestantischen Thema bedürfte einer Ergänzung von seiten der Väter, der sprachlos gebliebenen Mütter. Wie sehen sie rückblickend die Bedingungen, unter denen sie als Pfarrer, als Ehepartner angetreten sind? Das ist erstens nicht nur eine Individualgeschichte Sohn/Tochter – Vater, sondern auch eine Individualgeschichte Vater – Sohn/Tochter. Es ist darüber hinaus eine Gruppengeschichte der Gruppe Familie, der Gruppe Kirche, der Erwartungsgruppe christ-bürgerliche Gesellschaft.

Als katholischer Leser fühle ich mich vom Autoritätsmodell und vom Modell des konfliktfreien Zusammenlebens betroffen. Im einzelnen haben sie im katholischen Raum andere

Züge. Im ganzen verabschieden sich immer mehr jüngere Menschen von den Autoritätsansprüchen der katholischen Eltern, der katholischen Kirche, von deren stupender Unfähigkeit, Konflikte zuzulassen. Der katholische Kindergarten ist bekanntlich um einige Grade «harmonischer» als der protestantische.

Verliert nicht mit dem protestantischen Pfarrhaus auch das katholische seine Funktion? Macht uns die Nivellierung demokratischer, brüderlicher – oder nur farbloser, salzloser? Ab wann dürfen religiöse Gemeinschaften ihre Konflikte bewusst machen? Wer ermutigt sie, Konflikte in der Gruppe auszutragen? Das protestantische Pfarrhaus hat seine stabilisierende und sozialisierende Funktion weithin verloren. Verfällt es der Gestaltlosigkeit? Oder gewinnt es im Umbruch neue Gestalt?

Paul Konrad Kurz, Gauting b. München

## «Die mögliche Verwirklichung evangelischer Gedanken»

Interview mit Heinrich Böll: Wie er sich in der deutschen Gegenwart als Katholik versteht.

Im folgenden antwortet der demnächst 65jährige Schriftsteller Heinrich Böll auf Fragen, die ihm Joseph Limagne, Redaktor der Informations Catholiques Internationales (Paris), stellt. Die französisch redigierte Fassung erscheint dort gleichzeitig (15. September) mit der hier leicht gekürzten und redigierten Publikation der von Böll mündlich auf deutsch gegebenen Antworten. (Red.)

Limagne (L): Herr Böll, Sie sind Katholik; stammen Sie aus einer katholischen Familie?

Böll (B): Meine Eltern waren katholisch, meine Großeltern, Urgroßeltern, soweit man die Familie zurückverfolgen kann, alle waren Katholiken. Bei meinen Eltern und Großeltern war aber der jansenistische Einfluß sehr stark: Wir waren eigentlich Puritaner. Das wurde mir erst später klar, als ich mich ein bißchen mit religiösen Strömungen, auch innerhalb des Katholizismus, beschäftigte. Meine Mutter ist 5 km von der holländischen Grenze entfernt geboren, die Familie meines Vaters stammt aus Xanten. Diese ganze Landschaft war sehr jansenistisch und ist es zum Teil heute noch, so daß ich den sogenannten fröhlichen rheinischen Katholizismus nie entdeckt habe. Bis heute nicht. Aber ich meine heute – ich denke viel darüber nach und komme zu keinem Ergebnis –, daß meine Eltern dieser Form des Katholizismus bereits überdrüssig waren. Ihre Erzählungen aus ihrer Kindheit, ihrer sehr, sehr strengen Kindheit, mit Pilgern und Fasten und zweimal täglich in die Kirche Gehen: Diese Erzählungen, so scheint mir heute, waren so gefärbt, daß sie uns – vielleicht nicht ausgesprochen – doch klar machen wollten, daß das kein Weg war. Sie wußten keinen neuen, sie hatten auch nicht das intellektuelle Instrumentarium: das war rein erlebnis- und gefühlsmäßig. Wenn ich mir alle ihre Äußerungen über Kirche, kirchliche Einrichtungen, Frömmigkeitsübungen jetzt ins Gedächtnis rufe: die waren eigentlich sehr skeptisch. Wir sind also nicht direkt in diesem Puritanismus, diesem jansenistisch gefärbten Katholizismus erzogen worden, wir haben ihn aber doch «in den Knochen».

### Das Ende des Vorschriften-Katholizismus

L: Haben Sie den Glauben Ihrer Eltern, Ihrer Jugend später in Frage gestellt?

B: Ich denke, daß wir alle, nicht nur Katholiken, auch Nicht-Katholiken, zu lange den Katholizismus für einheitlich gehalten haben, was er nie war. Ein bolivianischer Katholik, ein portugiesischer, ein holländischer, ein deutscher aus Bayern, ein deutscher aus Norddeutschland, das sind im Grunde ganz verschiedene Religionen, die zusammengehalten wurden durch römische Gesetze, die aber nie wirklich praktiziert wurden, und jetzt schon gar nicht mehr. Wenn wir über Katholizismus reden, müssen wir voraussetzen, daß wir in einer Zeit leben, die viel, viel tiefere Veränderungen bringt und bringen wird

als die Reformation. Und wir stehen erst am Anfang dieser Zeit. Sie hat vor etwa 20 Jahren begonnen, das ist nichts, aber wir merken schon nach 20 Jahren, wie viel sich geändert hat. Wir hängen mitten in dieser Entwicklung, die wir gar nicht genau überschauen und für die wir auch keine Prognose stellen können. Eine Prognose kann man stellen: daß der Vorschriften-Katholizismus vorbei ist. Ich unterscheide zwischen Vorschriften und Dogmen. Ich denke mir, daß sich die meisten Katholiken, die sich für die Statistik so nannten, um Dogmen eigentlich nie furchtbar gekümmert haben. Die Unfehlbarkeit des Papstes etwa, nun ja, das kriegt man beigebracht, das kriegt man vorgesetzt, prüft man nicht, und das läuft dann so weg. Aber eine Vorschrift wie die Nüchternheit vor dem Empfang der Kommunion hat die Menschen viel mehr beschäftigt und viel mehr gequält, und zwar Generationen lang. Dieser Vorschriften-Katholizismus, wie ich ihn nenne, der ja auch den Kirchgang und eine bestimmte sexuelle Moral betrifft, ist vorbei. Und das ging sehr schnell, und was da noch kommen kann und kommen wird, können wir nicht absehen.

Zu den Vorschriften, um die sich kein Mensch mehr kümmert, zähle ich auch zum Beispiel die Mischehe, ein verrückter Terror, der ganze Familientragödien hervorgerufen hat: Wer von den jungen Leuten fragt heute noch nach? Wenn Sie sich vorstellen, was noch in den zwanziger, dreißiger Jahren an Bannflüchen über Häretiker, über Irrlehren verhängt wurde – der Index zum Beispiel, dieser wahnsinnige Index – kein Mensch kümmert sich mehr darum.

Wenn nun solche Instrumente wie Bannfluch, Vorschriften, Exkommunikation nicht mehr ziehen, so ist das schon eine große Veränderung. Aber wie gesagt, ich bin reinrassiger Katholik! Kein Protestant in der Ahnenreihe! Ich glaube aber und wiederhole es, daß wir wirklich am Anfang einer ganz neuen Reformation stehen. Die klassische Reformation hat ja eigentlich nur neue Konfessionen gebildet. Die neue Entwicklung wird wahrscheinlich nicht mehr konfessionell verlaufen.

### Mein Abschied von der organisierten Nachkriegskirche

L: Sie sind trotzdem Katholik geblieben?

B: Ich bin 1976 aus der Kirche ausgetreten. Das muß ich erklären. Was mich dazu genötigt hat, ist eine speziell deutsche Notwendigkeit: Weil hier Kirche und Staat ganz eng verbunden sind. Wäre ich Franzose, Schwede, Isländer, Pole oder Italiener, wäre das kein Problem; in diesen Ländern entfernt man sich von der Kirche oder nicht, wird gleichgültig oder nicht usw. Hier sind wir ganz strikt gebunden, zumal durch das Steuersystem. Die ganze Entwicklung des organisierten, ich betone: organisierten Nachkriegskatholizismus war sehr reaktionär und militant. Sie hat mich und meine Frau bewogen, auszutreten

ten. Besonders die Haltung der katholischen Kirche in der Frage der Wiederaufrüstung und der Weiterrüstung spielte eine Rolle. Wir definieren uns aber immer noch als katholisch. Wir sind Deutsche geblieben und Katholiken, aber wir gehören nicht mehr zum organisierten deutschen Katholizismus.

Ich unterscheide, wenn ich das erklären will, zwischen Körper und Körperschaft. Wir gehören noch zum Körper, aber nicht mehr zur Körperschaft. Meine Kritik kam aus meiner Zeitgenossenschaft: Ich habe die Entwicklung verfolgt und hätte eigentlich gehofft, daß nach dem Krieg, bei der Versöhnung, auch mit den Völkern Osteuropas, die deutschen Katholiken eine erhebliche politische Kraft sein würden.

Wenn Sie genau hinschauen, hat die Kirche und hat die CDU diese Versöhnung bis zuletzt verhindern wollen, und jetzt, wo die polnischen Katholiken Schwierigkeiten haben, hängt sich unsere Kirche dran. Vorher haben sie gegen die Ostverträge gemeutert, sie haben sogar gegen den Vatikan gemeutert, der die Bistumsgrenzen verändert hat. Heute sind die Polen alle wunderbar, und Gewerkschaften sind herrlich, während man hier absolut gewerkschaftsfeindlich ist.

*L:* Vielleicht können Sie uns noch mehr über Ihre Meinung zur Rolle der Kirche in der Politik der Bundesrepublik Deutschland sagen? Spielt da nicht auch die Macht des Geldes hinein?

*B:* Ich habe die politische Rolle nach dem Krieg schon angedeutet: Fast eine CDU-Kirche, eine Parteikirche, was ja nie gut ist, und eben diese Verstrickung mit dem Staat, nicht nur durch die Kirchensteuer. – Zum Geld: Wenn man soviel Geld hat wie die Kirche hier, stellt sich die Frage: Wo kommt es her, was wird damit gemacht? Woher es kommt: Nun, von der Kirchensteuer, die jedem Menschen, der nicht austritt, egal ob er praktiziert oder nicht, abgezogen wird. Da sehr wenige Menschen den Mut haben oder daran denken, aus der Kirche auszutreten, wird jedem Arbeiter, jeder Verkäuferin, jedem Bankier, jedem der möglicherweise gar nichts mehr mit der Kirche zu tun hat, das Geld abgezogen, und das halte ich ja für fast kriminell. – Vor ein paar Tagen hatte ich Besuch von einem katholischen Professor aus Amerika, Germanist an einer katholischen Universität, der meine Bücher kennt, und er fragte: Was ist das eigentlich hier mit dem Katholizismus? Ich habe es ihm erklärt, und er wollte mir das nicht glauben.

Aber nicht nur die Herkunft des Geldes, was damit gemacht wird, ist fragwürdig.

Zum Beispiel sind die Jugendverbände finanziell von der Kirche abhängig. Ihnen ist gerade jetzt im Zusammenhang mit den Friedensdemonstrationen ausdrücklich verboten worden, daran teilzunehmen, ausdrücklich, weil sie nicht mit Kommunisten zusammen demonstrieren sollen.

Und Sie kennen die Geschichte von *Publik*, einer Zeitung, die endlich einmal aus dem katholischen Ghetto heraus und etwas freier sein wollte. Die Finanzierung ist eingestellt worden, und eine Gruppe des deutschen Episkopats hat sich am Rheinischen Merkur beteiligt, der auch weiter tüchtig unterstützt wird; keine schlechte Zeitung, aber mit einer ganz bestimmten politischen Linie. Das sind die Folgen der Abhängigkeit, das auch die Folgen des Reichtums. Es gibt einzelne gute katholische Publikationen, es wäre Unsinn, das zu leugnen, aber ein Großteil von ihnen ist immer noch ghettohaft und wird immer noch ghettohafter.

### Die neureiche Kirche und die Dritte Welt

*L:* Mit dem Geld haben auch die Beziehungen der deutschen katholischen Kirche mit der Dritten Welt zu tun: Möchten Sie dazu noch etwas sagen?

*B:* Ich weiß zu wenig darüber, aber eines weiß ich von katholischen Freunden, darunter auch von Theologen, mit denen ich befreundet bin, daß von hier aus progressive Theologie oder progressive Kirche in der Dritten Welt möglichst zurückgehalten wird. Weil die deutsche Kirche ja wirklich eine reiche Kir-

che ist – ich nenne sie immer eine *neureiche* Kirche – und weil die Menschen in den verschiedenen Ländern natürlich Geld brauchen und dies nicht zu bestreiten ist – die Unterstützung soll auch nicht gestoppt werden! – sind die Menschen dort von dieser Kirche hier und ihrem Geld abhängig. Das Gute ist da eben wieder mal mit dem Schlechten vermischt. Ich glaube aber gar nicht, daß etwa in Südamerika, wo all dies am deutlichsten ist, die Entwicklung aufgehalten werden kann. Deshalb finde ich die gegen die progressiven Priester und Bischöfe gerichtete Politik töricht. Das wird nichts helfen. Auch der Griff Roms nach bestimmten Entwicklungen ist erschlaft, sowohl nach reaktionären im Stil Lefebvres wie nach anderen.

### Dogmen – ein «l'art pour l'art»

*L:* Ist die Autorität der Kirche in ihrer heutigen Form vereinbar mit der Freiheit der Gläubigen, mit der Freiheit der theologischen Forschung?

*B:* Wenn wir über Autorität gegenüber der theologischen Forschung reden, so sind wir wieder bei den Dogmen. Beiläufig haben wir darüber schon gesprochen: Wer kümmert sich eigentlich darum? Die Menschen haben ihre Urprobleme, das sind Ehe, Familie, Geld verdienen: sie möchten einigermaßen zu recht kommen, auch mit ihren religiösen Vorstellungen und auch mit ihren physischen Problemen. Die Unfehlbarkeit des Papstes, die unbefleckte Empfängnis Mariens, diese Dogmen bedeuten nichts für die Menschen. Das ist doch ein «l'art pour l'art» unter Theologen, die dann auch in Publikationen, in Kontroversen, auf Konferenzen sich mit diesen Dingen auseinandersetzen. Der Fall Küng ist klar. Wenn die Theologie eine Wissenschaft ist, kann sie keine Grenzen haben, dann muß man auch weiterdenken. Man muß dann auch über Grenzen hinausgehen, was manche Theologen auch gemacht haben, nicht nur Küng, vor ihm etwa Przywara, der sehr nah an der Klippe war.

### Ich finde den Papst sympathisch

*L:* Was denken Sie über Papst Johannes Paul II.?

*B:* Er ist ein Pole, wie wir wissen, und der polnische Katholizismus hat eine ganz bestimmte Farbe. Eine historisch bedingte Farbe, immer im Gegensatz zur russischen Orthodoxie und zum preußischen Protestantismus, immer unterdrückt von beiden, verachtet von beiden, und nichts macht Menschen stolzer, als wenn sie verachtet werden. Das trifft sogar zum Teil auf den deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert zu. Mein Vater war ein stolzer Katholik auch wegen des Kulturkampfes von Bismarck. Der Kulturkampf hat meine Eltern mitgeprägt. Mein Vater mußte heimlich zur Ersten Kommunion gehen, meine Mutter ist heimlich gefirmt worden. Verfolgt zu sein, das hat natürlich die Loyalität ungeheuer verstärkt. Und der polnische Katholizismus ist permanent verfolgt worden von beiden Seiten, und diese beiden Blöcke der russischen Orthodoxie und des preußischen Protestantismus sind ja nur verwandelt in die beiden Formen des Kommunismus: immer noch russische Orthodoxie in Moskau und immer noch preußischer Protestantismus in Berlin. Eigentlich hat sich nichts geändert. Und wenn Sie hinhören, was man in der DDR über Polen sagt und was in Rußland, finden Sie nur Verachtung für die schmutzigen, katholischen, faulen Polen. Das hat sich nicht verändert. So viel zur Erklärung des polnischen Hintergrunds, der sehr vergleichbar ist mit dem irischen: die englische Verachtung gegenüber diesen schmutzigen, faulen, dreckigen Iren war genauso. Deshalb fand ich es gut, daß der Papst nach England gegangen ist, weil die Katholiken doch da bis vor 30, 40 Jahren noch eine verachtete Minderheit waren. Daß der Papst theologisch nicht ungeheuer progressiv ist, weiß man ja, und man kann es auch nur erklären aus dem polnischen Hintergrund. Er hat aber eine Ausstrahlung, die ungeheuer animierend wirkt. Man muß beides sehen. Er ist ja sozialpolitisch ein progressiver Papst. Wenn

Sie sich anhören, was er über Arbeit schreibt, das Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital, das ist schon fast sensationell. Gleichzeitig ist er in innerkirchlichen Dingen sehr konservativ. Man muß die Menschen wirklich in ihrem historischen Hintergrund und ihrer Herkunft sehen. Also, ich finde ihn eigentlich sehr sympathisch, muß ich sagen.

### Die Jungen – zwei, drei neue Generationen

**L:** Was halten Sie von der heutigen deutschen Jugend und von ihrer Einstellung gegenüber der katholischen Kirche bzw. ihrer Hierarchie?

**B:** Ich weiß darüber sehr wenig, weil ich mit kirchlichen Institutionen fast nichts zu tun habe, ich kann also nur aus meinem privaten Erfahrungsbereich berichten. Ich kenne junge Katholiken, die organisiert sind in Organisationen, die offiziell konservativ sind; aber der Lebenswandel dieser jungen Leute, was sexuelle Moral betrifft oder ihre Vorstellung davon, ist der konservativen Grundhaltung dieser Organisationen völlig entgegengesetzt. Die Jungen – ich rede wirklich nur aus meinem kleinen Erfahrungsbereich – lieben Geselligkeit, sie machen Fahrten, sie fahren in die Welt, und das wird alles mitorganisiert und mitfinanziert. Sie sind fromm, sie gehen in die Kirche, haben ihren Gottesdienst, alles in Ordnung, aber im Hintergrund ohne ich, daß da alles nicht mehr stimmt. Das trifft auf die kleine Gruppe der Organisierten zu, die ich kenne, es sind sehr wenige, aber was ich so höre, soll das typisch für diese Organisierten sein. Für die Nicht-Organisierten, das ist der größere Teil, ist die Kirche vollkommen uninteressant. Da ist auch fast keine Gegnerschaft mehr. Wenn man versucht, mit ihnen über religiöse Probleme zu sprechen, über Bibel ... das existiert nicht für sie. Und da sind die politisch engagierten jungen Leute, es sind sehr viele. Ich habe bei der ersten Friedensdemonstration mitgemacht und habe sie so vor mir gesehen, die waren alle jung, der Älteste war vielleicht 35. Junge Ehepaare mit Kindern, sehr sympathische, freie Menschen, was für mich eine Überraschung war. Ich glaube, daß es zwei, drei neue Generationen von Deutschen gibt, die man vielleicht in der Welt noch nicht wahrgenommen hat. Wirklich freie Menschen, auch wenn sie in ihrem ganzen Auftreten, in ihrer Art sich öffentlich zu zeigen, konservativ sind. Ich finde das schon sehr sympathisch. Ich fürchte, daß für sie die Kirche nicht nur als Institution, sondern auch als mystischer Korpus keine Rolle mehr spielt. Ja, das ist alles verschüttet durch die Unglaubwürdigkeit des öffentlichen Gebarens. Sie können die schönsten Worte sagen – Bibel ist ja immer noch eine großartige Sache sowohl in ihrem Inhalt wie in ihrer Verbalität, in ihrer Poesie sogar –, sie sind einfach durch die Institution, wie sie öffentlich auftritt, verschüttet, korrumpiert. Ich nehme an, daß dies ein Problem ist, das an keine nationalen Grenzen gebunden ist.

**L:** Liegt aber hinter der Haltung der Jungen nicht auch schon eine neue Spiritualität?

**B:** Ich weiß nicht, ob innerhalb der christlichen Kirchen, der katholischen und evangelischen, diese neue Spiritualität da ist, bestimmt nicht sichtbar und auch nicht organisiert, aber es gibt einen großen Zulauf zu gewissen Sekten, z. B. Moon, den ich furchtbar finde. Das Bedürfnis ist offenbar sehr stark, sich auch über das Materielle hinaus zu binden und zu einer Gemeinschaft zu finden. Dieses Verlangen wird, glaube ich, von den beiden Kirchen nicht erfüllt; ich weiß nicht, da muß ich vorsichtig sein, von der evangelischen Kirche gibt es sicher Gruppen, ob katholische weiß ich nicht. Aber es gibt private Zirkel – noch sind es keine Sekten –, wo man sich auch spirituell christlich miteinander betätigt, dabei die offizielle Kirche ignoriert und selber Religion praktiziert. Das gibt es schon hier.

### Die Verpflichtung einer Existenz am «Rand»

**L:** Man weiß, daß Sie für Dissidenten, Emigranten, für politische Minoritäten eingetreten sind. Gibt es für Sie eine Bezie-

## Eine Last auf meiner Seele

Nehme ich Gepäck als Last – und einer meiner Träume ist es, ein «Reisender ohne Gepäck» zu sein –, so liegen zwei Lasten auf meiner Brust und meiner Seele: die Bücher und Manuskripte, die ich nicht gelesen habe, nicht lesen konnte; die grausame Notwendigkeit, mit der ich in gewissen Abständen meine Regale und Tische räumen muß, macht mir das Ungelesene zur Last, macht mir bewußt, daß Lesen ein ungerechter Vorgang ist; er setzt eine Auswahl voraus, von der ich nicht genau weiß, wie sie zustande kommt, welche Motive, welche Zufälle – oder sind es keine? –, welche Vorurteile – oder sind es keine? – da mitspielen.

Die zweite Last: Bücher, die ich gelesen habe und denen ich nicht gewachsen bin. Ein Beispiel: eine Autorin, die ich ständig umkreise, nie erreiche, vielleicht, weil ich Angst davor habe, ihr zu nahe zu kommen. Ich beschaffe mir ihre Bücher immer wieder, verschenke sie, oder lege sie beiseite, und beschaffe sie mir wieder, habe sie bei mir, wenn ich auspacke, zu Hause, in Hotels, anderswo. Die Autorin liegt mir auf der Seele wie eine Prophetin; es ist der Literat in mir, der Scheu vor ihr hat; es ist der potentielle Christ in mir, der sie bewundert, der in mir verborgene Sozialist, der in ihr eine zweite Rosa Luxemburg ahnt; der ihr durch seinen Ausdruck mehr Ausdruck verleihen möchte. Ich möchte über sie schreiben, ihrer Stimme Stimme geben, aber ich weiß: ich schaffe es nicht, ich bin ihr nicht gewachsen, intellektuell nicht, moralisch nicht, religiös nicht. Was sie geschrieben hat, ist weit mehr als «Literatur», wie sie gelebt hat, weit mehr als «Existenz». Ich habe Angst vor ihrer Strenge, ihrer sphärischen Intelligenz und Sensibilität, Angst vor den Konsequenzen, die sie mir auferlegen würde, wenn ich ihr wirklich nahe käme. In diesem Sinne ist sie nicht «Literatur als Gepäck», aber eine Last auf meiner Seele. Ihr Name: Simone Weil. *Heinrich Böll (1978)*

*Vermintes Gelände* ist der jüngste Band mit Schriften Heinrich Bölls aus den Jahren 1977–1981 überschrieben (Verlag Kiepenheuer & Witsch, 1982, 274 Seiten). Es sind Erkundungen in einem Gelände, das Deutschland und seine Geschichte heißt: Essays zu Personen (Autoren, Maler, Freunde, z. B. aus der Sowjetunion) und zu Situationen (z. B. Prager Frühling – deutscher Herbst; 1978), aber auch dezidierte Stellungnahmen zu politischen Fragen (z. B. Privater Rundfunk – eine kulturelle Bedrohung). Die beiden letzten Beiträge – die gehaltene und die nicht gehaltene Rede auf der Friedensdemonstration vom Oktober 1981 in Bonn – zeigen besonders eindrücklich die besonnene Menschlichkeit des Politikers Böll, die so sehr in Kontrast steht zu den Verdächtigungen, denen er unterworfen war. Der Titel zu diesem Band aber stammt von «Das Gelände ist noch lange nicht entmint»: Bölls ausführliche und engagierte Rezension der Sammlung autobiographischer Skizzen «Mein Judentum» (1978). Beides, das besprochene Buch und die Rezension haben an Aktualität nichts eingebüßt. *L. K.*

hung zwischen Glauben und Marginalität? Und fühlen Sie sich selbst marginal?

**B:** Bis zu einem gewissen Grade ist *jeder Schriftsteller marginal*. Er ist von Natur ein Aussteiger. Das hört sich jetzt hier sehr kokett an, ich hab' gut reden, ich habe keine materiellen Sorgen, die ja für einen Aussteiger wichtig sind. Aber ein Künstler identifiziert sich mit seiner Arbeit, noch nicht mal mit sich selbst, und insofern hat er immer Ränder und lebt am Rande der Gesellschaft, am Rande der Welt, am Rande der Kirche, am Rande welcher Formation immer, der Nation oder des Volkes. Und möglicherweise kommt bei mir hinzu, daß ich, wie ich schon andeutete, doch auch als katholischer Deutscher meistens eine Randexistenz war. Der Protestantismus war ja die beherrschende Staatsreligion.

Ja, wir haben fast eine protestantische Staatsregierung gehabt, mindestens bis 1918, und der Katholizismus war eine Randscheinung, trotz seiner statistischen Erheblichkeit: Immer so ein bißchen verachtet, ein bißchen Ghetto und ein bißchen dumm, ein bißchen schmutzig auch, und ich glaube, daß, was man marginal nennt, damit zusammenhängt. Und möglicherweise ist meine Kritik am Nachkriegskatholizismus die, daß der

so plötzlich fast zur Staatsreligion geworden ist, *fast!* Es gab merkwürdige Dinge, in der Bundeswehr zum Beispiel, daß zeitweise geschiedene Offiziere nicht befördert wurden, weil der Personalchef ein strammer Katholik war. Das war schon fast Klerikalstaat.

Mit der Marginalität hängt das Dissidententum zusammen. Ein Dissident ist eine marginale Existenz, und im übrigen glaube ich, daß kein Autor, kein Schriftsteller Regierungserklärungen übernehmen kann. Also wie etwa der sowjetische Schriftstellerverband, der Regierungspolitik treibt. Oder in der DDR, die treiben Regierungspolitik.

Und was diese Sympathie – nicht nur Sympathie, das ist wirklich tiefer als Sympathie – für diese Randexistenzen betrifft, so sind das nicht nur Linke, das ist, glaube ich, ein Mißverständnis. Ich habe Kollegen und Freunde in Jugoslawien, die dauernd des Faschismus angeklagt werden. Ich übernehme auch kein Gerichtsurteil ungeprüft, egal was, ob der zu einem Faschisten oder zu einem Kommunisten erklärt wird, hier oder da; im Ostblock lautet der Vorwurf Faschist, Reaktionär, Konterrevolutionär, hier ist er Kommunist, «Diversant» usw.; das kann kein Autor übernehmen. Das halte ich für eine intellektuelle Selbstverständlichkeit, daß man sich mit keinem Gerichts- oder Regierungsurteil identifizieren kann, sondern prüft, was da wirklich los ist; warum ist er an den Rand gedrängt? Wenn er einen Mord begangen hat, dann unterliegt er den Gesetzen wie jeder Staatsbürger. Aber sobald die Vorwürfe ideologischer oder dogmatischer Art sind, muß man als Intellektueller die Hand davor halten und sagen: Halt, das gucken wir uns erst mal an. Es ist also nicht nur Sympathie oder Menschlichkeit, sondern ich halte es geradezu für eine intellektuelle Pflicht, dahinter zu gucken. Und das finde ich so enttäuschend an der Europäischen Linken bisher, daß sie nicht begreift, was in Polen vor sich geht, nicht begriffen hat, was in der Tschechoslowakei vor sich gegangen ist: das ist ein Friedhof, und die polnische Alternative wird hoffentlich nicht ein Friedhof sein. Ob man die einzelnen Motive von *Solidarität* richtig findet oder nicht, darüber läßt sich reden. Aber wir wollen keine Friedhöfe und auch kein Blut, nicht wahr? Das müßte eigentlich die ganze Europäische Linke kapiert haben, und sie sind mir bisher zu vorsichtig mit den Russen und mit der DDR umgegangen, was Polen betrifft. Für mich kommt da wieder fast ein konfessionelles Element hinzu, weil, bei den laizistischen Vorstellungen der westeuropäischen Intelligenz, diese Verachtung auch dem Katholizismus in Polen gilt.

Herrschaft von Mehrheiten ist immer schlecht. Und wenn Parteien Mehrheiten haben, ist es furchtbar, wie bei der CSU in Bayern. Verstehen Sie, was ich meine, daß ich nicht jeden Mehrheitsbeschluß, jeden Regierungsbeschluß und jedes Gerichtsurteil übernehme, das kann ich nicht: das habe ich zum Problem des Marginalen zu sagen.

### Was ist Sünde?

L: Gibt es für Sie Sünde?

B: Um Gottes Willen! Es gibt natürlich Sünden. Wir müssen ein anderes Wort dafür finden, weil das Wort Sünde konfessionell und durch die Beichte belastet ist. Es gibt Vergehen, gegen die Menschheit, auch gegen die Familie, gegen die Frau, gegen die Gemeinschaft, gegen die Gesellschaft, und es gibt auch das Böse. Das Böseste, was mir im Augenblick einfällt, ist der reine Puritanismus, das ist eine Pleonasmus, ich weiß, der reine Puritanismus in seiner kapitalistischen Form, der eine doppelte Moral enthält.

Für den reinen Puritanismus ist der finanzielle Erfolg die Rechtfertigung. Das ist für mich eine der schlimmsten Folgen der Reformation, und das finde ich böse. Der klassische englische, amerikanische, holländische, auch deutsche Puritanismus-Kapitalismus ist einfach ein Vergehen gegen die Menschheit. Wir können das auch Sünde nennen. Deshalb fand ich die

mir in der Einladung zu diesem Gespräch gestellte Frage interessant: *warum ich mich nicht Christ nenne*. Christ ist mir zu sauber, verstehen Sie, im französischen «chrétien» ist schon besser, «christian» auf englisch ist auch besser, aber Christ, das ist so eine saubere Imponierbezeichnung, die immer mit Selbstgefälligkeit zu tun hat. Das ist mir auch am Protestantismus unheimlich, dies: wir sind Christen, und wir reden hier als Christen. Deshalb definiere ich mich lieber als katholisch, das ist ein bißchen schmutziger ... ein bißchen weniger anspruchsvoll. Ich finde Christ eine schrecklich anspruchsvolle Bezeichnung, und im Grunde war ja nur Christus ein Christ, und über die Heiligen müßten wir dann lange reden ... Also, es gibt schon das Böse, nicht nur auf der kapitalistischen Seite, es gibt auch dämonische Religionen, die böse sind. Diese kritiklose Hinnahme alter Kulte, die ja auch fast Mode wird, indianischer oder indischer oder afrikanischer Kulte, halte ich nicht für gut. Diese Sehnsucht nach einer Folklore, die für uns nicht bestimmt ist. Ich hatte seinerzeit einen sehr guten Religionslehrer, mit dem ich viel Krach hatte, aber er war sehr gut, und er hat uns erklärt, daß das Christentum (da muß ich das Wort gebrauchen) die Entgötterung der Welt sei. Das fand ich eine sehr gute Formulierung. Götter, Götzen werden ja in diesen Kulturen verehrt und terrorisieren auch die Menschheit. Es gibt großartige Kulte dieser Art, ich will sie nicht alle unter einen Hut bringen, aber einfach so einen Dämonenkult hinnehmen? Im Grunde ist die Moon-Sekte ein Dämonenkult, da wird man vergattert für diesen wahnsinnigen Kerl, diesen Moon, der eine Verkörperung Christi sein will: das ist unerträglich.

### Von den Worten den Schutt abräumen

L: Wenn man Ihre Bücher liest, so fragt man sich, ist der Schriftsteller Heinrich Böll ein Pessimist?

B: Ich glaube, ich bin gar kein Pessimist. Das ist eine falsche Interpretation meiner Bücher. Ich denke, daß jedes einzelne von ihnen doch auch voller Hoffnungen ist. Ich habe nicht den Eindruck, ein solcher Pessimist zu sein. Vielleicht verwechseln Sie Tristesse mit Pessimismus. – Nehmen wir das Gegenteil, nehmen wir Optimismus, ein Mensch, der immer optimistisch ist, kann nur krank sein. Der Optimismus kann eine Krankheit sein. Immer fröhlich, alles prima, wir wissen, was diese Krankheit angerichtet hat in unserem Leben und in unserer Geschichte. Ich denke, daß einer beides sein muß, gar nicht pessimistisch oder optimistisch, sondern skeptisch, prüfend; der Zustand der Welt ist ja sehr traurig. Ich meine, die Verwechslung von Pessimismus und Tristesse wäre eine gefährliche Verwechslung.

Meine Hoffnung ist immer noch die mögliche Verwirklichung evangelischer Gedanken, dabei bleibe ich. Seitdem wir aus der Kirche ausgetreten sind, habe ich ein viel unbefangeneres Verhältnis zu dem, was Religion wirklich ist. Das ist eine ganz neue Entwicklung, leider typisch deutsch, weil ich diesen Kirchenaustritt vollziehen mußte. Aber ich denke, das geht in anderen Ländern genau so, wo doch große Gruppen von Menschen oder auch kleine Gruppen von Menschen sich in dieser Hoffnung zusammentun. Das klingt jetzt eher pastoral, aber es ist auch eine intellektuelle und eine spirituelle Hoffnung dabei. Ich halte das immer noch für eine Möglichkeit, die vielleicht von einer Jugend verwirklicht wird, die den ganzen Schutt von den Worten abräumt. Die die Worte wieder ausgräbt unter dem Schutt jahrhundertelanger Domestizierung, des Betrugs und der Glättung von Problemen.

Vielleicht entdecken die Menschen die Worte wieder. Und ich sehe bei vielen jungen Leuten, die ich kenne – ganz unkirchliche, auch kirchliche –, daß das, was die Evangelien einmal waren, in ganz anderer Form wiederkommt. Sie kümmern sich um ihre Mitmenschen, sie interessieren sich für Probleme außerhalb ihrer eigenen, manchmal hilflos, manchmal gut, aber sie tun es. Wo kommt das denn her? Ganz außerhalb der Kirchen artikuliert sich das neu. Die Hoffnung habe ich doch. Gerade

Demonstrationen in Amerika, in Madrid, in Paris, in Bonn machen mir diese Hoffnung, wenn ich die Gesichter sehe von jungen Leuten, die nicht nur ihre Probleme kennen, sondern auch die anderer. Da ist schon Hoffnung.

Hoffnungslos und wirklich pessimistisch können einen die Politiker stimmen. Was ich da beim Gipfel in Versailles gesehen habe, das war ja peinlich, furchtbar. Und wie teuer, was kostet denn das? Dieses Theater, nichts ist dabei herausgekommen. Wirtschaftsgipfel, und drei Tage später kommt der Stahlkrach, oder wie war das?

Und dann sogleich das Theater hier in Bonn. Nichts ist beraten worden, und dann kommt der Mensch und sagt: «Germany, you are not alone!» Das soll man glauben! Wenn Sie das sehen, die beiden Blöcke in Bonn – auf der einen Seite des Rheins, auf der linken, das Bundeshaus mit, was weiß ich, zehntausend Polizisten, damit die ihren Palaver halten können, auf der anderen Seite 350 000 bis 400 000 Menschen, freiwillig, auf eigene Kosten gekommen; wenn Sie das sehen, können Sie die Kontraste wahrnehmen und auch sehen, wo der Pessimismus und der Optimismus begründet ist. Bonn war ein gutes Beispiel, weil der Rhein dazwischen war, «l'Outre-Rhin»! Und Sie wissen, daß der Rhein von Polizeibooten, Patrouillen dauernd kontrolliert wurde, damit nur keiner rüberschwimmt und Herrn Reagan vielleicht ein Bonbon ans Hemd klebt!

Traurig und pessimistisch und wirklich deprimierend finde ich diese politischen Veranstaltungen. Und da sitzt Frau Thatcher dabei, und sie kriegt noch Unterstützung, Geld, zwei Milliarden geschenkt von der EG, da soll man nicht pessimistisch werden. – Und die Hoffnung müßte dann natürlich auch darin be-

stehen, daß die auf der anderen Seite politisch wirksam werden und politisch in die Parlamente einrücken.

**Ich hoffe, daß ich etwas angerichtet habe ...**

**L:** Sie werden im Dezember fünfundsiebzehn Jahre alt. Es ist das Alter der Pause, wo der Mensch beginnt, die Bilanz seines Arbeitslebens zu ziehen. Welche Bilanz zieht Heinrich Böll?

**B:** Also zunächst widerspreche ich dem Wort *Pause*. Mit fünfundsiebzehn ist keine Pause, es gibt überhaupt keine Pause. Und nachdenken über die Arbeit tut man mit dreißig, mit vierzig, mit fünfzig, mit sechzig, vielleicht auch mit fünfundsiebzehn. Ach, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll; ich hoffe, daß ich etwas angerichtet habe, wenigstens in der großen Minorität des deutschen Katholizismus und indem ich dieses Problem, das sehr national, regional, lokal bestimmt ist, möglicherweise transportiert habe in andere Länder, die ähnliche Strukturen kirchlicher Art haben. Ich sehe ja auch die Sowjetunion als einen Prälatenstaat, wir haben schon darüber gesprochen, es sind eigentliche klerikale Strukturen in der Sowjetunion, und *Ansichten eines Clowns*, was sich ja besonders damit beschäftigt, ist in keinem Land der Welt so verstanden worden wie in der Sowjetunion, wo es gar keine Katholiken gibt. Also sagen wir das möglicherweise Modellhafte daran könnte einen gewissen Einfluß auch anderswo gehabt haben, das verspreche ich mir, sagen wir lieber, das bilde ich mir ein. Und alles andere müssen andere sehen. Ich kann keine Bilanz ziehen. Ziehen Sie sie!

Interview: Joseph Limagne, Paris. Copyright der deutschen Fassung: Orientierung, Zürich.

## China/Indien – ein Umschlagserlebnis

Keine Qualifikation als Indologe berechtigt mich, in wissenschaftlicher Art von Indien zu sprechen. Auch war ich nicht sehr lange dort, nur wenige Wochen, und habe nur einige Teile des Subkontinents, die Staaten Maharashtra, Delhi und Goa, besichtigt.<sup>1</sup> Das einzige, was mich berechtigt, über Indien zu schreiben, ist einerseits meine Naivität – ich habe mir Indien ganz anders vorgestellt – und andererseits die Tatsache, daß ich Afrika und vor allem China – ein Land mit ähnlicher Größe, Bevölkerung und Entwicklungsstufe – recht gut kenne. Dies machte es mir möglich, Indien mit stets vergleichenden Augen zu betrachten. Ja, ich habe die ganze Zeit verglichen – ich konnte und wollte nichts anderes – und um es gleich vorwegzunehmen, der Vergleich ist für mich unerwarteterweise sehr zu Gunsten Indiens ausgefallen.

### Augenschein gegen Image

Ich war nämlich mit der bei uns üblichen Vorstellung hingereist, Indien sei immer noch das ärmste Land der Welt – Armeen von Bettlern usw. – und war ganz erstaunt, feststellen zu müssen, daß es nicht ganz so ist. Wie ich inzwischen gelesen habe, hat Indien seit der Unabhängigkeit enorme Fortschritte gemacht: seine Nahrungsbasis ist schneller gewachsen als seine Bevölkerung (1950–51: 50 Mio. t Getreide für 360 Mio. Einwohner; 1978–79: 131 Mio. t für 660 Mio. Einwohner), und die bewässerte Fläche ist von 22 Mio. ha (1950) auf 46 Mio. ha (1978) ausgedehnt worden. Ergebnis: seit 1950 hat Indien weniger Getreide importiert als die Sowjetunion! Die Stahlproduktion Indiens ist von 1,5 Mio. t (1950–51) auf 8,2 Mio. t (1978–79), seine Aluminiumproduktion von 4000 t auf 155 000 t (= 38 ×!) und seine globale Industrieproduktion vom Index

100 auf Index 490 im gleichen Zeitraum gewachsen<sup>2</sup>. Was die viel genannten Bettler anbelangt, so habe ich (selbst in der Großstadt Bombay), deren viel weniger gesehen, als ich erwartete und Gesprächspartner, die Indien seit Jahrzehnten kennen, haben mir bestätigt, daß es früher tatsächlich viel mehr Bettler gab. (Ich bitte übrigens zukünftige Indienreisende zu beachten, daß viele – zugegeben: nicht alle! – unter den Menschen, die am Straßenrand schlafen, dies tun, nicht weil sie kein Dach haben, sondern weil es ihnen in der engen Wohnung zu heiß ist.)

Die Kunst der Selbstdarstellung, welche die sogenannten sozialistischen Länder charakterisiert, hat uns seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs einige «Wege der Entwicklung» beschert: den chinesischen Weg, den kubanischen Weg, den albanischen Weg ... Von einem indischen Weg hat niemand gesprochen – Indien war ja für alle der Inbegriff der Armut.

Aber es gab und es gibt einen *indischen Weg*, den *Weg der Demokratie*: mehrere Parteien, freie Gewerkschaften, freie Presse usw. Ist das unbedeutend? Interessant ist jedenfalls, daß die Indianer selber sich des Wertes der Demokratie voll bewußt sind: «Jede legislative, wirtschaftliche oder soziale Maßnahme kostet etwas. Ein großer Vorteil der Demokratie liegt darin: wenn die Politiker einigermaßen ehrlich oder genügend kontrolliert sind, werden diese Kosten irgendwann den Leuten, die sie als Steuerzahler tragen müssen, bewußt, und sie müssen ja dann letztlich entscheiden, ob sie bereit sind, diese Kosten zu tragen oder nicht». Ein schöner Satz. Sicher aus dem Mund eines Oppositionspolitikers, wird man wohl denken; nein, aus der Titelgeschichte von *Business India* vom 24. Mai 1982, Seite 43. Erstaunlich? Vielleicht nicht so sehr. Diese Formulierung hat jedenfalls den Vorteil, daß sie den Leser zwingt, darüber nachzudenken, ob nicht vielleicht eine Beziehung zwischen Demokra-

<sup>1</sup> Manch Positives, was im Folgenden über diese drei Staaten gesagt wird, gilt nicht für alle: der Staat Bihar zum Beispiel gilt als wenig demokratisch und besonders anfällig für Korruption. Auch gibt es Staaten von höherem wirtschaftlichem Wohlstand als die von mir besuchten (mit Ausnahme von Bombay).

<sup>2</sup> Alle in diesem Aufsatz angeführten Wirtschaftsdaten stammen von *Pierre Amado*, Forschungsleiter beim CNRS und Professor für Indologie an der Ecole Pratique des Hautes Etudes, Paris. Vgl. sein Vorwort zum Indienführer von «Les Guides Bleus» Jhg. 1981, Verlag Hachette, bes. S. 20–62.

tie und Entwicklung besteht. Jedenfalls sind viele Inder davon überzeugt, daß es eine solche Beziehung gibt. Der beste Beweis ist die Niederlage der KP im Staate Kerala bei den Unionswahlen im letzten Mai, waren doch die wirtschaftlichen Erfolge Indiens in den letzten Jahren immer sichtbarer geworden.

Es scheint sogar, daß viele den Grund kennen, weshalb ein totalitär-bürokratisches Konglomerat von Partei, Staat, Staatswirtschaft, Armee und Medien ineffizient ist. Ein mir bekannter indischer Ingenieur nannte als Grund treffend die gewaltigen *sozialen Kosten* jeder Verwaltung, die vorhat, Wachstum durch *Zwang* und *Kontrolle* zu erreichen. Deshalb kritisiert auch die indische Presse ihre Staatsbürokratie so oft und so heftig, obwohl diese viel weniger ausgedehnt ist als z. B. die chinesische Staats- und Parteibürokratie. Dessen sind sich die Inder jedenfalls sicher: Demokratie erlaubt einen besseren Einsatz von Intelligenz als ein System mit «Einheitspartei» und gewaltiger, teurer und ineffizienter Staatsbürokratie. Witzig ist, daß die Wirklichkeit den Indern immer mehr recht gibt, daß wir es aber im Westen noch nicht gemerkt haben. Wir messen immer noch Indien an der Tatsache, daß es dort Bettler gibt, und vergessen, daß es deshalb in China keine gibt, weil Betteln dort verboten ist – nicht etwa, weil es keine Armen gibt! In Indien ist nicht nur Betteln bzw. auf den Straßen schlafen nicht verboten; Indien, «das arme Indien», leistet es sich, eines der freiesten Länder der Welt zu sein und es entwickelt sich bestens dabei. Ich kenne praktisch keine Nation, wo ich weniger Polizisten gesehen habe. Man trifft fast keine, selbst in Delhi nicht. In Peking wimmelt es davon («Bai gou», d. h. weiße Hunde – die von der Pekinger Bevölkerung benützte Bezeichnung für ihre Polizisten – zeigt, wie die Polizei dort im Volk «beliebt» ist). Die chinesischen Milizen und die Sicherheitspolizei in Zivil sind, wenn auch nicht sichtbar, ebenfalls immer einsatzbereit, wie das «Tiananmen Incident» im April 1976 gezeigt hat.

### Die politische Wirkung der Pressefreiheit

Ich kenne auch kein Land, wo die *Pressefreiheit* und die *Qualität der Presse* mich so wie in Indien begeistert haben. Dort nimmt kein Journalist ein Blatt vor den Mund, und es gibt anderswo sicher keine Presselandschaft, selbst in Amerika nicht, wo der «investigation journalism» ernster genommen wird. Der amerikanische Preis der Internationalen Presse, den der Journalist *Singh* vom *Indian Express* für die Aufdeckung einer Korruptionsaffäre (ein indisches Watergate: der betroffene Minister mußte gehen!) dieses Frühjahr erhalten hat, ist mehr als verdient. Es gibt aber Dutzende von solchen Journalisten in Indien. Dabei ist das Niveau der Artikel – ob internationale Angelegenheiten, indische Angelegenheiten, Kultur (nicht nur indische Kultur!) oder soziale Probleme – in allen Zeitungen erstaunlich. Im Vergleich auch nur mit einem indischen Provinzblatt ist eine Middle-West-Zeitung in Amerika ein Blatt für Kulturanalaphabeten.

Die bekanntesten Blätter Indiens sind erstaunlich selbständig, und die jeweilige politische Hauptrichtung (z. B. Janata-Partei für den *Indian Express*, Regierungspartei für die *Times of India*) gilt nur als Orientierung. Ich habe selbst in der *Times of India* sehr kritische und sehr unabhängige Artikel gelesen. Neben diesen zwei Hauptzeitungen sind zu erwähnen: die *Hindustan Times* (auch eher regierungsorientiert, aber mit der Großindustrie im Hintergrund), der *Patriot* (sowjetisch orientiert), der *Statesman* aus Kalkutta (ein wirklich unabhängiges Meinungsblatt), der *National Herald* (gegründet von Nehru und Sprachrohr der Kongreßpartei), der *Hindu* (wichtigste, unabhängige südindische Zeitung, die den Ruf hat, «die korrekteste Zeitung Indiens») zu sein) usw. Ausdrücklich erwähnenswert finde ich das Engagement der *ganzen* indischen Presse für den Frieden. Die Friedensbewegungen in der Welt werden in Indien mit besonderem Interesse kommentiert. Eine wichtige Funktion erfüllt die Presse auch mit ihrer Kritik an den staatlichen Medien (Rundfunk und zunehmend auch Fernsehen), die die

große Masse der Bevölkerung am meisten beeinflussen. Das Magazin *India Today* (der indische «Spiegel») hat zum Beispiel Ende Mai als Titelblatt ein Riesenporträt des Fernsehdirektors gezeigt mit der Schlagzeile «Tedium is the message» (Langeweile ist die Botschaft).

Neben den Hauptzeitungen gibt es auch zahlreiche Lokalzeitungen, sowohl in den Lokalsprachen wie auch in englischer Sprache. Erwähnenswert ist zudem die exzellente Wirtschaftspresse *The economic Times*, *Financial Times* und eine Palette von interessanten Magazinen wie *India Today* (politisch), *Business India* (Wirtschaft) und andere. Was mich beim *Business India* überrascht hat, ist vor allem das erstaunlich hohe Niveau der ökonomischen Kenntnisse der einflußreichen Redaktoren: diese Journalisten kennen die westlichen Wirtschaftstheorien genauso gut wie die *Marxisten* und sind fähig, mit erstaunlicher Objektivität den staatlichen wie den privatwirtschaftlichen Sektor Indiens je nach Situation zu loben oder zu tadeln.

### «Auf drei Beinen gehen»

Die obige Bemerkung führt uns geradewegs zum Geheimnis des indischen Entwicklungsweges. Ich bin überzeugt, daß die Wirtschaft Indiens ihre Erfolge dem Zusammenspiel von verschiedenen, in Konkurrenz zueinander stehenden Wirtschaftsformen zu verdanken hat. Kurz nach der Unabhängigkeit wurde mit den Fünfjahresplänen angefangen, und es wurde eine indische Schwerindustrie mit vielen staatlichen Unternehmen aufgebaut. Daneben besitzt Indien natürlich einen privaten Industriesektor (TATA-Enterprises ist da wohl der bekannteste Name), sowie auch einen weniger bekannten genossenschaftlichen Sektor. Die Genossenschaftsbewegung, die ihren Ursprung eigentlich in den Ideen *Mahatma Gandhis* hat, ist vor allem im Kleinhandel (Lebensmittel, leichte Konsumgüter), im sozialen Wohnungsbau und in der Landwirtschaft (Kleingenossenschaften, z. B. Kollektivkauf von Traktoren bei Kleinbauern) wichtig. Dank den «Coop»-Läden ist es in Indien überhaupt gelungen, die Spekulation mit Getreide in Perioden unregelmäßigen Monsuns zu unterbinden (siehe dazu «Business India» vom 10. Mai 1982, Seite 96). Der Kollektivkauf von Traktoren führt dazu, daß diese Geräte, zumindest in den Gegenden, die ich besucht habe, recht zahlreich sind. In keiner einzigen der mir bekannten Provinzen Chinas (ich habe dort 12 Provinzen per Zug oder Bus bereist) habe ich sovieler Traktoren gesehen wie in der Gegend um *Aurangabad* (leider die einzige Gegend Indiens, wo ich längere Busfahrten unternommen habe), eine vor dem Monsun trockene, ziemlich karge Gegend, die sicher bei weitem nicht die landwirtschaftlich reichste Gegend der indischen Union ist.

### Hunger in China

Man wird mir wahrscheinlich entgegenhalten, daß es einmal in Indien Hungersnöte gibt, daß aber China dagegen das Hungerproblem gelöst hat. Es erstaunt mich immer wieder, wie langelig der Glaube an die zweite Behauptung ist. Dies, obwohl selbst Chen Yün, Vizepräsident der Kommunistischen Partei Chinas, in einer Rede von April 1979 anlässlich einer Arbeitstagung des Zentralkomitees klar gesagt hat, daß damals noch (1979!) in China an Hunger gestorben wurde. Es ist ja nicht erstaunlich, hat sich doch die Getreideproduktion Chinas seit 1949 nur verdoppelt – genau wie die Bevölkerungszahl. Was nichts anderes bedeutet, als daß die heutige Getreideration pro Kopf genau gleich geblieben ist wie 1949, am Ende des langen Krieges. Deshalb sind ja in China, nach 30 Jahren «Revolution», Getreide, Öl, Fleisch und Zucker noch rationiert (ja, lieber Leser: wenn Sie heute in Peking ein Brötchen bei einem Straßenverkäufer kaufen wollen, so müssen Sie ihm zusammen mit dem Geldbetrag eine Rationierungsmarke geben. Sie haben aber als Tourist keine, das merkt der Verkäufer gleich. Ist er stur, so gibt er Ihnen kein Brötchen, obwohl Sie ihm eine große Geldnote entgegenhalten, und Sie fragen sich sicher: «Was ist

mit diesem Spinner eigentlich los, daß er mir kein Brötchen verkaufen will!» Ist er gescheit, so gibt er Ihnen das Brötchen, verlangt aber den 2- bis 3fachen Betrag – was Sie nicht merken: es ist immer noch billig – und besorgt sich die notwendige Marke woanders).

Diese Tatsachen sind nicht erfunden. Die Volkszeitung *Renmin Ribao* von Peking schrieb am 6. Oktober 1978: «Die Getreideration des Chinesen ist seit 1955 unverändert geblieben», während ein Parteidokument des gleichen Jahres festhielt, daß einhundert Millionen Chinesen an Hunger leiden. Deshalb werden ja die Großstädte mit Getreide aus Australien, Kanada und den USA zusätzlich ernährt. Leider genügt das nicht: die Proteinration des Chinesen ist während des ganzen Zeitabschnitts nicht nur nicht gewachsen, sie hat sogar abgenommen. Wieviele Leute sind seit 1949 in China an Hunger gestorben? Ein Dokument des Zentralkomitees gibt z. B. für die Periode von 1959 bis 1962 («Großer Sprung vorwärts») die Zahl von 20 Millionen Menschen an. Der Dissident *Wei Jingsheng* sprach sogar von 40 Mio. Er sitzt heute im Gefängnis. Darf man erwähnen, daß während der größten Dürrekatastrophe des Ancien Régime, von 1877 bis 1879, «nur» 11 Millionen Menschen an Hunger gestorben waren? Darf man einen Arbeiter der 4. Brigade der Frachtfuhrwesengesellschaft der Stadt *Wuhu* zitieren: «Im 1961 (...) starb mein zweiter Sohn an Hunger» (aus der Klage gegen die Frachtfuhrwesengesellschaft, eingereicht am 8. Januar 1967 – während der sog. *Kulturrevolution*, als man wieder im großem Maßstab Hunger hatte). Darf man erwähnen, daß unter dem *Sozialismus* Kinder gegen Rationierungsmarken verkauft wurden und wahrscheinlich noch werden?

Sicher, der neueste Bericht der indischen Regierung gibt an, daß jeder zweite Inder unter dem Existenzminimum lebt<sup>3</sup>. Das war aber wahrscheinlich für jeden zweiten Engländer in der ersten Hälfte des 19. Jht. auch der Fall (Man vergleiche Vergleichbares: z. B. Indien – das wie China in der Industrialisierungsphase ist – mit dem Europa des 19. Jht., nicht mit dem heutigen Europa, das an der Schwelle der postindustriellen Zeit steht). Der indische Regierungsbericht gibt aber gleichzeitig an, daß «1958–59 die Unterschichten auf dem Land einen Anteil von 13% an den Konsumausgaben hatten; 1977–78 waren es 15%». Also doch ein Wachstum. Da andererseits seit 1947 die Bevölkerung sich verdoppelt, die Getreideproduktion sich aber verdreifacht hat, erlaube ich mir, für Indien doch weniger schwarz als für China zu sehen.

### Kleine Schritte – große Schritte?

Ich will aber nicht den Eindruck erwecken, Indien habe keine Probleme. Die Inder sind die ersten, die darum wissen und sich ganz offen damit auseinandersetzen. Ich finde es nur traurig, daß die westlichen Medien fast ausschließlich die negativen Seiten und die noch ungelösten Probleme Indiens beschreiben und nie Zeit finden, über die Erfolge zu berichten. Mir jedenfalls waren sie unbekannt, obwohl ich hier jeden Tag mindestens eine Zeitung sorgfältig lese. An unserem Fernsehen hatte ich auch nur «Armutsfilme» gesehen (wie die Reportage von Samuel Plattner über die Slums von Bombay) und stand nun wie ein Dummkopf da, als ich sah oder erfuhr, daß die «Unberührbaren» bei der Vergabe von Arbeitsplätzen gesetzlich bevorzugt werden, daß trotz ca. zweitausend neuer Zuzüger pro Woche Bombay weniger Slums hat als vor zehn Jahren, daß der Analphabetismus langsam aber sicher abnimmt, daß 1980/81 das Bruttosozialprodukt um 6% und die landwirtschaftliche Produktion um über 11% zugenommen haben, daß Indien schon fast die Hälfte des eigenen Erdölbedarfs selbst deckt ...

Es mag auch sein, daß Indiens hoffnungsloses Armutsimage teilweise von den Sammlungen der Kirchen zugunsten der Ar-

<sup>3</sup> Es ist allerdings nicht zu vergessen, daß die indische Landwirtschaft immer sehr empfindlich auf den Monsunregen reagiert: dieses Jahr zum Beispiel wurde soviel von der Ernte zerstört, daß sogar wieder Getreide eingeführt werden mußte.

Das Bischöfliche Jugendamt/BDKJ–Berlin sucht zum 1. Januar 1983 oder später einen

### Referenten für religiöse Bildung

Wir stellen uns dabei einen Mitarbeiter vor,

- dem es ein Anliegen ist, jungen Menschen die Kirche und die Botschaft Jesu Christi näher zu bringen,
- der in diesem Bereich mit Erwachsenen (Pädagogen, Gruppenleitern, Priestern) zusammenarbeitet,
- der eine theologische Ausbildung absolviert hat (Diplom) und fähig ist, Konzepte für die religiöse Jugendarbeit zu erstellen,
- der bereit und fähig ist, diese in Zusammenarbeit mit dem Vorstand und den Verbänden des BDKJ in die Praxis umzusetzen.

Wir bieten neben einem guten Arbeitsklima ein Gehalt, das dem BAT angeglichen ist. Bei der Wohnraumsuche sind wir behilflich.

Bewerbungen und Anfragen an:  
Bischöfliches Amt für Jugendseelsorge,  
zHd. Pfarrer Schlütter, Witzlebenstr. 30, D-1000 Berlin 19.

men, von der Nobelpreisvergabe an Mutter Teresa und ähnlichem herrührt. Was mich betrifft, werden mich in Zukunft die Erfolge Indiens sicher nicht davon abhalten, für dieses Land etwas zu tun, im Gegenteil: es gibt wahrscheinlich in der Dritten Welt nicht viele Nationen, die jeden geschenkten Rappen intelligenter und mit weniger Korruption in Fortschritt umwandeln als Indien. Klar, in diesem Land gibt es auch Korruption, das weiß ich. Aber sie wird dort offen bekämpft, insbesondere *dank der freien Presse*. In China zum Beispiel werden die Korruptionsfälle verschwiegen, außer wenn unter den «höchsten Tigern» an der Spitze abgerechnet wird. Ich bin überzeugt, daß die Korruption in Indien kleiner ist als in China, Indonesien, Afrika, Südamerika oder in vergleichbaren Regionen. Ich habe auch in Indien direkt erlebt, daß sich die Menschen dort energisch auch im Alltag, und sei es nur in Warteschlangen, gegen jede Bevorzugung wehren. Das ist ein gutes Zeichen. Ich wäre froh, hätte ich solche Szenen in China erlebt.

### Balance der Vielfalt

Es gibt noch einen Faktor, den man zu oft in Zusammenhang mit Indien vergißt, nämlich die Größe und Vielfalt dieses Landes. Wenn wir lesen, daß z. B. Hindus und Sikhs sich wieder bekämpfen, oder daß in Kalkutta irgendeine Gruppe oder Sekte amokgelaufen ist, denken wir doch oft: «Typisch indisch! Wieder diese politische Labilität!» Wenn man aber bedenkt, daß Indien so groß wie Europa ist, eine Vielzahl verschiedener Rassen, Sprachen und noch mehr Religionen aufweist, spätestens dann sollte man merken, daß man Indien nicht mit *einem* Land Europas, sondern mit *Gesamteuropa* vergleichen muß. Tut man das, so muß uns aber Indien recht stabil vorkommen, haben wir doch unser Irland, unser Baskenland, unsere «roten» und faschistischen Terrorzonen in Italien, unsere kroatischen und armenischen Terrorgruppen in verschiedenen Ländern, unsere «Bewegung» in Zürich sowie über 10 Millionen Arbeitslose in ganz Europa.

Andererseits, wie mir eine Indienkennerin sagte, macht wahrscheinlich gerade die Vielfalt Indiens dieses Land fast ganz immun gegen Totalitarismus oder Faschismus: angenommen, die Hindus wären für eine solche Lösung, dann wären sicher die Sikhs oder die Parsis dagegen. Würden die Sikhs oder die Muslims einen fanatischen Führer vorschieben, dann wären die Hindus ganz sicher nicht einverstanden. Würden die Tamilen einen totalitären Staat ... Für mich ist eins jedenfalls sicher: Indien ist im großen Ganzen stabil und hat Zukunft. Wußten Sie,

daß Indien bis 1986 genügend Erdöl für den Eigenbedarf produzieren wird, daß Indien welterster Produzent für Tee, Erdnüsse und Jute ist, weltweiter für Reis und Spielfilme, weltvierter für Zucker und Baumwolle, weltfünfter für Mangan und Eisen? Man kann natürlich mit Recht bedauern, daß die berühmten «statesman-philosophers» (Gandhi, Krishna Menon, Nehru, um nur einige zu nennen) keine Nachfolger haben. Das hängt vielleicht mit dem Druck der ökonomischen Prioritäten in der Entwicklung des modernen Indien zusammen.

Zum Abschluß möchte ich noch aus dem *Befehl zur Wiederaufnahme der Arbeit* zitieren (nach der grausamen Zerschlagung des Streiks von Wuhan, Provinz Hubei im Jahre 1923), welchen die Überlebenden des Massakers erließen. Diese chinesischen Kommunisten schrieben darin unter anderem: «Die Gewerkschaft ist sich völlig bewußt, daß Unzählige aufgrund des feindlichen Angriffs von gestern vor Schmerzen geweint haben, daß sie haßerfüllt die Zähne zusammengebissen und in diesem

Moment ihr Leben gehaßt haben; aber die Gewerkschaft hofft inständig, daß unsere geliebten Arbeitskameraden die Schmerzen geduldig zu tragen wissen. (...) Wir schwören bei unserem Leben, daß wir für die Redefreiheit, die Versammlungsfreiheit, die Publikationsfreiheit und die Organisationsfreiheit kämpfen werden». Sollten sich nicht die chinesischen Kommunisten heute an diesen mit Tränen und Blut geschriebenen Befehl – einen Befehl, der eine ganz andere, eine demokratische Zukunft für ihr Land beschwor – erinnern? Demokratie, d. h. Vielfalt der politischen und ökonomischen Kräfte, ist für ein Entwicklungsland kein Luxus, sondern ein Vorteil. Der Fall Indien scheint mir das zu beweisen. Die Chinesen sollten also heute unbefangen nach Indien, einem Land mit ähnlichen Entwicklungsproblemen, schauen. Dort ist wahrscheinlich, trotz der noch existierenden Armut, Hoffnung mehr gerechtfertigt als in China. Mahatma Gandhi sei Dank!

Jean-Pierre Voiret, Thalwil

## Zur Tagesordnung eines christlich-jüdischen Gesprächs

Es ist eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte, daß Christen und Juden überhaupt miteinander *reden*, d. h. daß sie nicht mehr, wie in der Vergangenheit, miteinander *disputieren*, oder daß von christlicher Seite versucht wird, sanft oder gewaltsam die Juden ihrem väterlichen Glauben untreu zu machen, oder daß man sich auf jüdischer Seite genötigt sieht, sich gegen die christliche Missionstätigkeit zu verteidigen. Die Tatsache besteht, daß ein christlich-jüdisches Gespräch *möglich* geworden ist. Ob diese Möglichkeit richtig ausgenutzt wird, ist allerdings eine andere Frage.

Familienmitglieder, die sich jahrzehntelang nicht gesehen haben und nun endlich eine Gelegenheit des Wiedersehens wahrnehmen, stürzen sich gewöhnlich aufeinander zu und erzählen sich gegenseitig alle Begebenheiten der langen Jahre der Trennung. Alle Erfahrungen, alle Anliegen, alle Freuden und alle Sorgen sprudeln hier hervor. Auf chronologische Reihenfolge und auf historische Einordnung der Begebenheiten kommt es hier ja gar nicht an. So etwas kommt später, läßt auf sich warten. Man will sich erst einmal wieder richtig kennen lernen. Daß man sich überhaupt nach der langen Trennung wieder sieht, ist Anlaß zu einer so großen Freude, daß im ersten Augenblick der Begegnung alles nach Zeit und Raum Geordnete gleichzeitig und gleichräumig wird.

Geschieht das schon, wenn sich Familienmitglieder Jahrzehnte nicht gesehen haben, so geschieht es erst recht, wenn Juden und Christen sich nach einer Trennung von zwei Jahrtausenden zusammenfinden. Das ist tatsächlich der Eindruck, den das christlich-jüdische Gespräch, so wie es heute geführt wird, auf einen objektiven Beobachter machen muß. Die Freude ist groß, und es geht alles durcheinander. Soll das Gespräch aber etwas nützen, dann muß man früher oder später zur Aufstellung einer Tagesordnung übergehen. Die folgenden Bemerkungen sollen diesem Zweck dienen.

### Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber?

Diese Frage muß am Anfang eines jeden Gesprächs neu geklärt werden. Judentum und Christentum sind nämlich beide historische Größen, und beide haben verschiedene Entwicklungsstadien hinter sich. Wenn z. B. der Religionshistoriker meint, er könne genau feststellen, wie sich das pharisäisch-rabbinische Judentum der ersten zwei christlichen Jahrhunderte dem Frühchristentum gegenüber verhalten hat, dann bedeutet das noch lange nicht, daß diese vermutliche Einstellung des pharisäisch-rabbinischen Judentums unbedingt mit der Einstellung eines Juden im zwanzigsten Jahrhundert identisch ist, weder mit seiner Einstellung zum Frühchristentum noch mit seiner Einstellung zum heutigen Christentum.

Ein Beispiel soll das verdeutlichen: Die *Mischna* (Anfang des dritten Jahrhunderts) berichtet in *Gittin* 9,9 über einen Meinungsunterschied zwischen den Schulen *Hillels* und *Schammajs* (Zeitgenossen Jesu) über die legitimen Gründe zur Ehescheidung. Schammaj läßt nur den Ehebruch als Scheidungsgrund gelten, Hillel auch noch andere Gründe. Das rabbinische Judentum richtet sich nach der Meinung Hillels.

Nun schrieb im Jahre 1909 der Gründer eines radikalen Flügels im englischen Reformjudentum, *Claude G. Montefiore* (1858–1938), einen Kommentar zu den synoptischen Evangelien. Zu Markus 10, 2–9 bemerkte Montefiore, der Jesus die Meinung Schammajs teilen läßt:

«Zu seiner ewigen Ehre behauptete Schammaj, ein älterer Zeitgenosse Jesu, daß sich das Ehescheidungsgesetz in Deut. 24, 1ff. auf Unkeuschheit, und nur auf Unkeuschheit bezieht. Aber zu seiner ewigen Schande behauptete Hillel, daß es auch allerlei andere Scheidungsgründe geben kann. Leider, leider folgte das rabbinische Gesetz der Meinung Hillels und erlaubte, ja, erlaubt immer noch die Ehescheidung wegen vielerlei Gründen zusätzlich zu dem Ehebruch.»<sup>1</sup>

Problematisch ist hier schon ein Zweifaches. Bekanntlich wird von der katholischen Kirche auch der Ehebruch nicht als Scheidungsgrund anerkannt, so daß Montefiores Identifizierung der Position Jesu mit der Position Schammajs eher ein Ergebnis der protestantischen Bibelwissenschaft als eine Ansicht der Gesamtkirche darstellt. Dazu kommt, daß Montefiore, ganz der englische Gentleman der viktorianischen Zeit, eine ganz negative Haltung der Ehescheidung gegenüber einnimmt, eine Haltung, die gerade im radikalen Flügel des heutigen Reformjudentums keinen Widerhall findet.

Es wird aber noch komplizierter. Von Montefiores Bemerkung zu Markus 10, 2–9 aufs tiefste empört, da Montefiore ja in diesem Punkt (und auch in einigen anderen Punkten) den Evangelien eine höhere Moral als dem rabbinischen Schrifttum zugesteht, veröffentlicht 1910 der zionistische Schriftsteller *Ascher Ginzberg* (1856–1927), der sich *Achad-Haam* nannte, in Band 23 der hebräischen Zeitschrift *Ha-Schiloach* eine scharfe und beißende Kritik nicht nur an Montefiores Evangelienkommentar, sondern auch an dem englischen Reformjudentum an sich, das Achad-Haam als der völligen Assimilation preisgegeben ansieht. Der Titel dieser Kritik war: *Nach zwei Seiten*, ein Zitat aus 1 Könige 18, 21.<sup>2</sup> In Achad-Haam's Angriff auf Montefiore heißt es u. a.: «Man kann dem Evangelium nur Eintritt in ein

<sup>1</sup> Claude G. Montefiore, *The Synoptic Gospels*. London 1909, Band I, 235.

<sup>2</sup> Nachgedruckt: Kol Kitbê Achad-Haam. Tel Aviv-Jerusalem '1956, 370–377.

Judentum gewähren, das seines wahren Geistes entleert und von dem nur noch der tote Körper übriggeblieben ist.»

Nun handelt es sich bei Achad-Haam aber ganz und gar nicht um einen in seinen religiösen Gefühlen verletzten Anhänger des streng orthodoxen Judentums der alten Schule, für den die Rabbinen der frühchristlichen Zeit Träger der göttlichen Offenbarung sind, sondern um einen sich frei und offen zum Agnostizismus bekennenden Vorkämpfer des Kulturzionismus, der sich schon längst von der Frömmigkeit seines Elternhauses emanzipiert hatte. Für ihn war das Judentum eine *Kultur* oder sollte es jedenfalls werden, keine Religion. Es sei hier darauf hingewiesen, daß am Anfang des Jahrhunderts und fast bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die jüdische Orthodoxie selbst bis auf wenige Ausnahmen mit dem Zionismus auf Kriegsfuß stand und daß es im liberalen und reformierten Judentum bei der theologischen Opposition zum Zionismus noch weniger Ausnahmen gab. Erst die durch den Nationalsozialismus verursachte Notwendigkeit der Flüchtlingshilfe verhalf den Zionisten zur Übernahme fast aller jüdischer Gremien. Claude G. Montefiore, der auch einige Jahre nach Erscheinen seines Evangelienkommentars die *Balfour-Erklärung* zu verhüten suchte, verkörperte als Persönlichkeit gerade den Typ des *englischen Staatsbürgers jüdischen Glaubens*, den die Zionisten und auch die Antisemiten nicht wahrhaben wollten. Daß Montefiore sich erdreistete, die rabbinische Literatur vom Standpunkt des Evangeliums aus zu kritisieren, lieferte Achad-Haam die erforderliche Zündschnur für seine Kanonade nicht nur auf Montefiore allein, sondern auch auf das Judentum des Westens überhaupt, dem Achad-Haam als Ostjude fernstand.

Was ist nun aus diesem Kapitel der jüdischen Literaturgeschichte vom Anfang des Jahrhunderts zu lernen?

1. Daß ein jüdischer Wissenschaftler, Claude Montefiore, eine gewisse Stellung innerhalb der neutestamentlichen Wissenschaft einnimmt, die nicht unbedingt von allen christlichen Bibelwissenschaftlern vertreten wird.
2. Daß Montefiore aus rein religiösen, obzwar zeitlich und von der Umgebung bedingten, Gründen ein Logion Jesu der Meinung Hillels und des rabbinischen Judentums überhaupt vorzieht.
3. Daß Montefiores irreligiöser Zeitgenosse Achad-Haam sich aus rein kulturpolitischen Gründen der Auffassung Montefiores empört widersetzt.

Ohne hier auf die Richtigkeit oder Falschheit von Montefiores Verständnis der Position Jesu in bezug auf die Ehescheidung näher einzugehen, kann doch immerhin festgestellt werden, daß Montefiore als religiös-liberaler Jude des zwanzigsten Jahrhunderts für sich das Recht behauptet, einen kritischen Dialog mit der jüdischen Tradition zu führen, und daß dem agnostischen Zionisten Achad-Haam weit mehr daran liegt, dem *assimilierten* Judentum Montefiores gegenüber eine Kampfstellung zu beziehen, als in die Kontroversen der Schulen Hillels und Schammajs nachträglich einzugreifen. In diesem Sinne behaupten wir, daß man zu Anfang eines jeden Gesprächs wissen muß, welches Judentum welchem Christentum gegenübersteht.

Die Polemik zwischen Achad-Haam und Montefiore liegt nun schon über siebzig Jahre zurück. Die Lage hat sich inzwischen nicht vereinfacht. Das Gegenteil ist der Fall. Dazu kommt noch, daß im deutschen Sprachgebrauch das Wort *Judentum* zwei Bedeutungen hat. Es bedeutet sowohl die *jüdische Religion* als auch die *Judenheit*, d. h. die Menschen, die sich Juden nennen oder die Juden genannt werden. Der richtige Gesprächspartner für die *Judenheit* wäre die *Christenheit*, nicht aber das *Christentum*, d. h. die christliche Religion, durch ihre Kirchen vertreten, die wiederum in der jüdischen *Religion*, und nicht etwa in der säkularisierten *Judenheit*, in der sich auch nicht-religiöse und sogar anti-religiöse Menschen befinden, ihre Gesprächspartner zu suchen hätte. Auch innerhalb des religiösen Judentums wäre zwischen den verschiedenen Richtun-

## Theologe (prom.)

-35, verh., Promotion in Exegese (NT), 2 Jahre Tätigkeit an Universität (Lehre und Forschung), 5 Jahre Priester in der Gemeindegemeinschaft mit Schwerpunkten besonders im Bereich Lebensberatung (Zusatzausbildung) und in der Erwachsenenbildung, mehrere Veröffentlichungen (Exegese, Rel.-Pädagogik), sucht neue Tätigkeit.

Mögliche Bereiche: Lebensberatung, Erwachsenenbildung (Universität, Akademie usw.) Lektorat o.ä.

Zuschriften unter Chiffre 17821 an:  
Inseratenannahme Orientierung, Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich.

gen, orthodox, konservativ, liberal, zu unterscheiden, wie ja auch der jüdische Gesprächspartner lernen muß, zwischen katholischen und evangelischen Positionen zu unterscheiden.

Dazu ist es im allgemeinen noch nicht gekommen, weder auf christlicher noch auf jüdischer Seite. Vertreter rein politischer Interessen unternehmen es, *das Judentum* (auch im religiösen Sinn!) zu repräsentieren und werden von christlichen Theologen auch so betrachtet; und die unterschiedlichen Glaubenskenntnisse der christlichen Konfessionen sind den jüdischen Gesprächspartnern, die oft genug ohne theologische Vorbildung am Gespräch teilnehmen, häufig gar nicht bekannt.

### Das Wiederaufrollen einer «erledigten» Problematik

Das christlich-jüdische Gespräch hat eine seiner Aufgaben in dem besseren Verständnis der geschichtlichen Entwicklung beider Religionen. Man darf an Tatsachen nicht vorbeigehen, so schmerzlich sie oft auch sein mögen. Es ist wichtig zu wissen, wie und warum es in der Vergangenheit zu einer Scheidung der Wege kam. Die Vertreter beider Religionen müssen eine klare Vorstellung davon haben, wie es im frührabbinischen Judentum und wie es im Frühchristentum tatsächlich aussah, die in späteren Jahrhunderten die Kirche zur Synagoge und die Synagoge zur Kirche stand. Eine weitere und nicht weniger wichtige Aufgabe ist es aber, diese geschichtlichen Tatsachen theologisch zu durchdringen.

Wieder ein Beispiel: Angenommen die frührabbinische Auffassung vom verbindlichen Religionsgesetz als Gnadengabe Gottes läßt es verstehen, warum nicht nur das frührabbinische Judentum, sondern auch das frühe Judenchristentum den Antinomismus des Apostels Paulus ablehnte. Nun kann es sich u. U. ein heutiger streng orthodoxer jüdischer Gesprächspartner erlauben, den Fall als erledigt zu betrachten, da er ja im Grunde genommen die Voraussetzungen der pharisäischen Zeitgenossen des Apostels Paulus teilt. Wie ist es aber, wenn der jüdische Gesprächspartner, obwohl tief religiös, diese Voraussetzungen nicht teilt, wenn er sich, etwa als religiös-liberaler Jude, im größeren oder kleineren Maß selbst von den Vorschriften des sogenannten *Zeremonialgesetzes* befreit hat? Darf er sich dann immer noch auf die Ablehnung des Paulinismus seitens der pharisäischen Zeitgenossen des Paulus stützen? Oder hat er da nicht eine eigene, *inner-jüdische* Problematik, die das Verhältnis vom Paulinismus zum Pharisäismus widerspiegelt und die dann auch noch die ursprüngliche Dialektik von Paulinismus und Pharisäismus in ein ganz neues und dazu noch *inner-jüdisches* Licht rückt?

In seinem Buch «Paulus — Die Theologie des Apostels im Lichte der jüdischen Religionsgeschichte» (Tübingen 1959) hat sich der zu früh verstorbene *Hans Joachim Schoeps* (1909–1980) nicht gescheut, diese Frage aufzuwerfen und sogar teilweise für sich selbst zu beantworten, wie es auch schon der bereits erwähnte Claude G. Montefiore in seinem Buch «Judaism and St. Paul» (London 1914, Neudruck: New York

1973) versucht hatte. Ein in Aufrichtigkeit geführtes christlich-jüdisches Gespräch hätte die Aufgabe, diese Thematik weiter zu behandeln. Damit soll hier nicht gesagt sein, daß die Antworten von Montefiore und Schoeps unbedingt für andere Juden annehmbar sind, oder daß, im Laufe des Gesprächs, ein Christ nicht etwa seinen eigenen Paulinismus ein bißchen vom Ethos des Jakobusbriefes beeinflussen lassen könnte. Es geht uns zunächst um die Fragen. Die Antworten wollen wir nicht vorschreiben, da sie sich erst im Gespräch ergeben werden. Festgehalten soll hier nur werden, daß die Vergangenheit noch nicht alle theologischen Probleme endgültig gelöst hat, daß Juden und Christen, wenn sie erst einmal ernsthaft ins Gespräch kommen, noch viel voneinander zu lernen haben, so daß Juden bessere Juden, und Christen bessere Christen werden. Und das ist nur *ein* Beispiel von vielen Problemen, die auf die Tagesordnung des christlich-jüdischen Gesprächs gesetzt werden sollten.

### Geschichtliche Entwicklungen beachten

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Judentum wie Christentum geschichtliche Entwicklungen durchgemacht haben. Eine jüdische Sicht des Katholizismus, die vor dem zweiten Vatikanum geprägt wurde, deckt sich nicht mehr ganz mit dem Katholizismus, wie er seit dem zweiten Vatikanum existiert. Aber genauso wenig deckt sich eine christliche Sicht des Judentums, die auf dem Altertum basiert, mit dem Judentum, wie es heute in einer pluralistischen Welt gelebt wird. Man ist sich dessen manchmal nicht bewußt.

So gibt es z. B. seit fast zwei Jahrtausenden schon keine jüdische *höchste kirchliche Instanz* mehr, wie etwa einen Hohenpriester oder ein Synhedrion. Allerdings haben sich im Laufe der Jahrhunderte einige Rabbiner eine moralische Autorität erworben, die dazu führte, daß man sich in religiösen Fragen aus aller Herren Länder an sie wandte. Ein *Raschi* in Troyes besaß eine solche Autorität im elften Jahrhundert, ein *Maimonides* in Ägypten im zwölften und ein *Elia ben Salomo*, Gaon in Wilna im achtzehnten. Das waren aber rein persönliche Errungenschaften, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit erworben. Es liegt ja in der Natur des rabbinischen Judentums, daß es eine Religion schuf, die, im Gegensatz zum ehemaligen Tempelkult, keine Zentralautorität und kein geographisches Zentrum mehr benötigte. Ebenso galt und gilt ja auch der *babylonische Tal-*

mud, und nicht der in Palästina entstandene, als religionsgesetzlich autoritativ.

Daher muß ich immer lächeln, wenn bei der Diskussion nach Vorträgen, die ich in christlichen Kreisen halte, der eine oder andere Fragesteller wissen möchte, was denn das Oberrabbinat im Staate Israel von dem hält, was ich da vorgetragen habe. Dann muß ich zuerst immer erklären, daß Oberrabbinat keine im Judentum verwurzelte Institutionen sind. Sie wurden in christlichen und islamischen Ländern meistens von den nichtjüdischen Behörden gegründet, um es leichter zu haben, die ansässige jüdische Bevölkerung zu besteuern und zu regieren. Das Oberrabbinat im Staate Israel ist eine *türkische* Gründung, zunächst von der britischen Mandatsregierung in Palästina übernommen und dann vom zionistischen Staat weitergeführt. Ein jüdischer «Vatikan» ist es nicht, selbst wenn es von Zeit zu Zeit mit Unterstützung der israelischen Regierung einen dergleichen Anschein erwecken will.

Dazu kommt, daß ich als ordinierter Rabbiner, der eine kleine Gemeinde im amerikanischen Bundesstaat Texas betreut, für meine Gemeinde zuständig bin – ich und *nicht* das israelische Oberrabbinat, sollte letzteres auch von Paragonen der Gelehrsamkeit und der Frömmigkeit besetzt sein. Das israelische Oberrabbinat mag für den Staat Israel zuständig sein, was allerdings von den dortigen Ultraorthodoxen mit Eifer bestritten wird. Für meine Gemeinde in Texas ist es *nicht* zuständig. Und so ist auch ein jeglicher Rabbiner für seine Gemeinde zuständig, ungeachtet der religiösen Richtung, der er und sie angehören mögen. Vielleicht ist dieser Sachverhalt evangelischen Christen leichter verständlich als Katholiken. Aber genau so, wie der Katholik von mir erwarten darf, daß ich vom zweiten Vatikanum Notiz genommen habe, darf auch ich vom Katholiken erwarten, daß er die Unabhängigkeit des jüdischen Geistlichen verstehen lernt.

### Ein Loch im Dach der Synagogen?

Vor vielen Jahren verbrachte ich einmal einen Sommer als Lehrer in einem evangelischen Jugendlager. Es war im «tiefen Süden» der Vereinigten Staaten. Ein Junge, der in meiner Klasse über die biblischen Propheten saß, erkundigte sich eingehend über die moderne Synagogenarchitektur. Schließlich wollte er wissen, ob die Synagogen ein Loch im Dach haben. Meine Antwort, daß, wenn eine Synagoge ein Loch im Dach hat, das Dach so schnell wie möglich repariert wird, befriedigte ihn nicht. «Wo kommt denn dann der Rauch heraus?», wollte er von mir wissen. Da ging mir plötzlich ein Licht auf. Dieser Knabe war noch nie in einer Synagoge gewesen, und ich war der erste Jude, den er je in seinem Leben zu sehen bekommen hatte. Aber in der Bibel wußte er gut Bescheid, auch in der Priesterschrift im Buche Levitikus. Von dort war ihm der mosaische Opferkult bekannt, und er meinte in seiner Unschuld, daß die Juden noch bis zum heutigen Tage ihrem Gott Tieropfer darbringen. Er war auch etwas enttäuscht, als ich ihm zu verstehen gab, daß die jüdischen Tieropfer vor etwa zweitausend Jahren eingestellt worden sind.

So manches, was ich im christlich-jüdischen Gespräch zu sehen und zu hören bekomme, erinnert mich stark an die Frage: «Wo kommt denn dann der Rauch heraus?» Ich habe keinen Zweifel, daß auch Christen oft auf ähnliche, jüdische Mißverständnisse des Christentums stoßen. Über geschichtliche Entwicklungen haben noch beide Seiten viel voneinander zu lernen.

Es ist höchste Zeit, daß wir mit der Tagesordnung Ernst machen.

Jakob J. Petuchowski, Cincinnati/USA

DER AUTOR ist Forschungsprofessor für jüdisch-christliche Studien am Hebrew Union College in Cincinnati/USA und Rabbiner der B'nai-Israel-Synagoge in Laredo, Texas, USA. Im Herbst 1982 wird von ihm im Herder-Verlag Freiburg erscheinen: Wie unsere Meister die Schrift erklären. Beispielhafte Bibelauslegung aus dem Judentum. Ca. 128 Seiten, ca. DM 16,80.



ORIENTIERUNG

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

**Ständige Mitarbeiter:** Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

**Anschrift von Redaktion und Administration:** Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** «Orientierung, Zürich»

**Schweiz:** Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

**Deutschland:** Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

**Österreich:** Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

**Italien:** Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

**Abonnementspreise 1982/83:**

**Schweiz:** Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

**Deutschland:** DM 39.- / Halbjahr DM 22.- / Studenten DM 28.-

**Österreich:** öS 300.- / Halbjahr öS 170.- / Studenten öS 200.-

**Übrige Länder:** sFr. 33.- plus Versandkosten

**Gönnerrabonnement:** Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

**Einzelexemplar:** Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich